



Leseprobe aus: Wagner, Vakuum, ISBN 978-3-407-74494-4

© 2014 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74494-4>

KORA

Donnerstag, 15. August, Schwäbisch Gmünd

Die Sirene heulte los.

Kora war noch nicht fertig. Nur noch fünf Bahnen. Höchstens sechs. Sie stand auf der Leiter, die Arme hoch über dem Kopf, die Malerrolle in den Händen. Sie hasste die Sirene, obwohl ihr Signal die Pausen ankündigte. Aber jedes Mal zuckte sie zusammen und fürchtete einen Moment lang, irgendwo wäre ein Feuer ausgebrochen.

Kaum war die Sirene verstummt, heulte sie erneut los. Einmal hätte auch gereicht, dachte Kora. Die Sirene war so laut, dass garantiert auch die Toten in der Erde sie noch hörten. Sie war im Glockenturm angebracht. Direkt über der Glocke. Die Glocke selbst hatte sie noch nie gehört.

Die Sirene ging das dritte und letzte Mal los. Kora arbeitete stoisch weiter. Sie hasste es, mittendrin abzubrechen. Hasste es.

Da sie mit der Leiter am Fenster stand, konnte sie sehen, wie jetzt die Frauen aus den Gebäuden kamen, aus der Waschküche, der Schneiderei, dem Mutter-Kind-Trakt im ehemaligen Beichthaus, und wie sie durch den strömenden Regen über den Hof zur Kantine liefen. Sie liefen schnell und zogen sich im Gehen Tüten und Kapuzen über die Köpfe.

Als die Sirene endlich verebbte, hörte Kora ein Räuspern hinter sich. Unwillkürlich spannten sich ihre Muskeln an. Sie konnte sich auf der Leiter nicht umdrehen.

»Keinen Hunger?«

Sie erkannte die Stimme und entspannte sich wieder. Hebrrecht. Ihr Ausbilder. Sie lernte hier Malerin und Lackiererin.

Zusammen mit drei anderen Mädchen, die aber gerade mit Lehmann den Gang im Mutter-Kind-Trakt strichen.

»Ich seh schon«, sagte Hebrecht, »du willst noch die Decke zu Ende machen.«

»Hm«, machte Kora nur und tauchte die Rolle wieder in den Eimer. Hebrecht war in Ordnung. Jeder andere würde darauf bestehen, dass die Arbeitsmaterialien Punkt zwölf Uhr hingelegt wurden. Abmarsch in die Kantine. Vorschrift. Keine weitere Diskussion. Hebrecht war anders. Sie hörte, wie er den Raum verließ und im Nebenraum etwas hin und her schob.

Kora strich die Rolle am Sieb ab, während sie wieder kurz aus dem Fenster sah. Die Türen und Tore der umliegenden Wirtschaftsgebäude spuckten keine Frauen mehr aus. Sie hob die Arme erneut weit über den Kopf. Setzte die Rolle an der Decke an. Ein dicker weißer Streifen folgte der Rolle. Er überdeckte das schmutzige Grau. Überdeckte Risse, Löcher und Spinnendreck, den ganzen alten Scheiß, dachte sie und presste die Lippen zusammen, als etwas Farbe auf ihre Stirn klatschte.

Nach fünf Bahnen war die Decke makellos weiß. Kora stieg von der Leiter, wickelte die Rolle in eine Plastiktüte ein, damit sie während der Pause nicht hart wurde, und ging in den Nebenraum, wo Hebrecht immer noch Löcher in der Wand zuspachtelte.

»Bin fertig«, sagte sie.

Als sie über den Hof gingen, fiel der Regen in den Nackenausschnitt ihres Sweatshirts. Sie zog die Kapuze über den Kopf. Er ließ sie vorgehen. Sie spürte seinen Blick. Nur kurz. Neutral. Nicht zugrapschend, wie sie es von anderen Blicken kannte, aber es reichte, damit ihr Kiefer sich für einen Moment verhärtete. Sie sah nicht zurück. Sie wusste ja, dass Hebrechts Aufgabe nicht nur war, ihr zu zeigen, wie man speckige Wände weiß malerte, sondern dass er auch auf sie aufpassen sollte. Sie

im Auge behalten. Sie bewachen. Als ob sie hier irgendwohin könnte. Haha.

Sie warf einen kurzen Blick auf die hohen Gebäude ringsum, aus deren Dächern Antennen wuchsen, Scheinwerfer und Kameras, und alle schienen sie anzuglotzen.

»Scheißsommer!«, sagte sie.

»Soll besser werden«, sagte Hebrecht.

Glaub ich nicht, dachte Kora. Der Regen knallte in fetten Tropfen auf den Boden. In den Pfützen schäumte der Dreck. Es regnete tatsächlich schon seit Wochen. Ununterbrochen. Dabei war es Mitte August. Ihr war es gleichgültig. Sie watete einfach durch die Pfützen. Dass ihre Schuhe dabei durchweichten, war ihr egal. Alles war egal.

Der Weg hier hieß Kastanienweg. Aber es gab keine Kastanie weit und breit, die ihre Stachelbälle in die öden Tage warf und unter der man während der einen Stunde Hofgang, die ihnen zur Verfügung stand, hätte sitzen können. Vielleicht gibt es hinter der Mauer Kastanienbäume, dachte sie. Hinter der Mauer führte der Weg weiter, in die Stadt hinein.



Die Kantine war rappellvoll, und alle schrien quer durch den Saal. Es roch dunstig nach Kartoffeln. Hinter der Theke stand Janine aus ihrer Station. Janine war fünfzehn, ein Jahr jünger als sie, und machte hier eine Hauswirtschaftslehre. Sie klatschte eine braungrüne Masse und einen Batzen Gelb neben ein paar Kartoffeln auf einen Teller und schob ihn dann zu Kora rüber. *Spinat und Ei* stand auf der kleinen Tafel an der Wand.

»Das kann man essen?«, fragte Kora und starrte auf den Teller.

»Bis jetzt sind noch alle am Leben«, schrie Janine zurück.

Kora sah über Janines Schulter in die Küche hinein. Zwei ältere

Frauen aus ihrer Station arbeiteten auch dort. Kora sah Dampf aus dem riesigen Geschirrspüler aufsteigen, sie sah das Glänzen der metallenen Arbeitsflächen, und zwischen den Schöpfkellen, Kartoffelstampfern und Schneebesen sah sie die Messer an einer Hakenleiste an der Wand hängen. Die Messer, hatte sie Janine mal im Aufenthaltsraum erzählen hören, wurden nach Arbeitsschluss gezählt und weggeschlossen.

Hebrecht, der ebenfalls einen Teller voll Grüngelb über den Tresen geschoben bekommen hatte, drehte sich zu Kora um, formte mit den Lippen »Bis nachher« und ging zum Tisch der Mitarbeiter. Kora sah kurz über die Köpfe im Saal und entdeckte Miriam. Sie saß an einem besetzten Mitteltisch und redete mit großen Gesten.

Kora drehte sich rigoros um und ging zu einem Tisch, an dem noch niemand saß. Sie setzte sich, sah stur auf ihren Teller und schlang Gabel um Gabel hinunter.

Jeden Mittag war es das Gleiche. Der einzige Gedanke, der sie beherrschte, sobald sie hier hereinkam, war, möglichst schnell fertig zu werden und wieder zu verschwinden. Zurück zu ihren Eimern mit weißer Farbe. Sie schmeckte nicht, was sie aß. Im Grunde war es ganz egal, ob Spinat und Rührei oder Fleisch auf dem Teller lagen. Das Geschrei um sie herum schien nicht nur die Ohren, sondern auch ihre Geschmacksnerven zu betäuben.

»An den Lärm musst du dich schon gewöhnen«, hatte Miriam am Anfang zu ihr gesagt.

Wer sich daran gewöhnt, kommt nie hier raus. Koras Knastweisheiten, Seite 1.

Wenn sie alle in ihren Zellen verschlossen wurden, versuchten die Frauen und Mädchen, die unterbrochenen Gespräche von Fenster zu Fenster weiterzuführen. Da die Fenster hoch lagen, mussten sie sich dazu auf einen Stuhl stellen.

Miriam stand oft in ihrer gemeinsamen Doppelzelle auf dem

Stuhl und brüllte jemandem etwas durchs Fenster zu. Kora schaffte es nie, nachzudenken. Geschweige denn, etwas Längeres als einzelne Gedanken in ein kleines Heft zu schreiben. Nicht einmal, wenn das Fenster geschlossen und Miriam still war. Dann drangen die Rufe und das Kreischen durch die dünnen Wände.

»He, Vicky!«, schrie jemand. Eine Faust boxte gegen ihre Schulter, dann krachte ein Tablett neben ihren Teller auf den Tisch. Kora war zusammengezuckt, als der Name fiel. Sie sah hoch.

Susette. Susette in Top und rosa Jogginghose.

Alle unter achtzehn hatten Glück – sie durften eigene Klamotten tragen. Alle über achtzehn trugen ockerfarbene Einheitskleidung. Zwischen den fünfundneunzig Prozent Ocker hier in der Kantine fanden sich fünf Prozent Farbtupfer. Unter diesen fünf Prozent gab es vorsichtige und grelle Farbtupfer. Susette gehörte zur Kategorie *Grell*.

Susette grinste ein lippenstiftrotes Lächeln und warf ihr Haar zurück. Weißblond diesmal. Kora roch die noch frische Färbung. Susettes Hände wirkten zierlich, waren es aber nicht. Der Schulterhieb hatte gesessen. Neben ihr stand Kristina. Auch sie war auffällig geschminkt. Als ob es hier irgendjemanden gibt, den man beeindrucken könnte, dachte Kora. Hebrecht etwa? Oder Gruber, den Hausmeister? Haha.

»Mach doch nicht so 'n Gesicht«, rief Susette.

»Ich mach kein Gesicht«, sagte Kora. »Das *ist* mein Gesicht.«

»Was?« Kristinas Stimme stemmte sich gegen den Lärm. Kora antwortete nicht. Was wollten die beiden? Ihr was verticken? Sie starrte auf ihren Teller, auf die grüngelbe Landschaft darauf – und aß weiter. Die zwei standen immer noch da. Susette bohrte jetzt den Zeigefinger in Koras Schulter. Gleich ... gleich reichte es. Kora lehnte sich abrupt zurück und die Hand fiel ab.

»Kannst ruhig mal lächeln«, sagte Susette. »Wär doch mal 'ne Abwechslung, oder? Ich hab eine Neuigkeit: Du kriegst heut noch Post. Einen Brief. Was *Privates*.« Kora sah erstaunt hoch, da drehten die beiden schon ab, Richtung Ausgang. Das Tablett mit dem leeren Geschirr hatten sie für Kora zum Wegräumen stehen lassen. Als Bezahlung für die Information.

»Wie, einen Brief?«, rief sie noch hinterher, doch der Lärm sprengte ihre Stimme.

Es waren die anderen, die Briefe bekamen. Nicht sie, Kora. Aber Susette arbeitete an der Quelle, in der Bücherei. Sie katalogisierte die Bücher. Sie tippte Namen und Titel der Buchspenden, die von der Kirche oder von Privatpersonen kamen, in den Computer, und wenn sie mal eine Frage hatte, ging sie zur Brandstätter ins Büro. Das lag gleich nebenan.

Die Brandstätter kontrollierte dort die eingehende Post. Sie schnitt die Umschläge auf, las die Briefe und löste dann die Briefmarke vom Umschlag ab, denn dahinter konnte Heroin verborgen sein. Dann steckte sie die Briefe zurück in die Umschläge und – leitete sie weiter. Entweder an die Empfängerin oder an die Gefängnisleitung.

Die Briefe, die Kora bisher bekommen hatte, stammten allesamt vom Sozialamt. Sobald man einen Behördenbrief bekam, musste man ihn vor Frau Brandstätters Augen lesen, damit sichergestellt war, dass man ihn nicht einfach weglegte. Etwas *Privates* war noch nie für sie dabei gewesen. Einmal hatte sie versucht, die *Bravo Girl* zu abonnieren, damit auch für sie mal etwas Schönes mit der Post kam, aber man brauchte massenhaft Genehmigungen dafür. Kora hatte so viele Anträge schreiben sollen, dass sie es aufgegeben hatte.

Ein Brief also. Privat.

»Und – von wem ist er?«, fragte Miriam ungeduldig. Es war achtzehn Uhr, die Freizeit hatte begonnen. Sie durften die Zellen verlassen. Die Post war gerade ausgeteilt worden, und Kora hatte, genau wie von Susette angekündigt, einen Brief bekommen.

Sie waren im Aufenthaltsraum, dessen Mittelpunkt ein Fernseher bildete. Hier sahen diejenigen fern, die sich keinen eigenen Fernseher in der Zelle leisten konnten. Ein paar Stühle standen so lieblos herum, als hätte jemand sie zu Hause aussortiert und dort abgeladen. In der Ecke kämpfte eine verstaubte Palme um ihr Leben. Die meisten trafen sich hier gar nicht zum Fernsehen, sondern zum Quatschen und Spielen. Es gab ein paar zerfledderte Kartensets und eine Sammlung abgenutzter Brettspiele.

»Verzieh dich.«

»Jetzt mach's nicht so spannend!«, sagte Miriam nur. Kora hatte sich nicht aussuchen können, mit wem sie zusammen wohnen würde, aber *wenn* sie die Wahl gehabt hätte, wäre sie garantiert nicht auf Miriam gefallen. Miriam war eins dieser Mädchen, die man auch als Röntgengerät einsetzen könnte. Sie durchleuchtete einfach alles. Jedenfalls probierte sie es.

Kora versuchte, ihr aus dem Weg zu gehen, wann immer es ging, aber nach dem Einschluss um einundzwanzig Uhr bot ihre Vierzehn-Quadratmeter-Zelle mit zwei Betten, einem Tisch, zwei Stühlen, zwei Spinden, einem Regal, einem Waschbecken und einer Toilette nicht eben viele Rückzugsmöglichkeiten. *Wohnklo* nannte Miriam die Zelle. Im Grunde konnte man keine drei Schritte geradeaus gehen, ohne irgendwo anzustoßen. Sobald die Tür hinter ihnen beiden verschlossen wurde, hatte Kora bei jedem tieferen Atemzug das Gefühl, dass der Raum um ihren Körper spannte.

Auf die Vorderseite des Briefs war ein Luftballon gestempelt. Kora lächelte gegen ihren Willen.

»Nun sag schon«, drängelte Miriam. Ihre Stimme klang

immer, als würde sie mit zugehaltener Nase sprechen. Polypen, hatte sie mal erklärt. Kora wusste nicht, was Polypen eigentlich waren. Tiere? In der Nase? Wahrscheinlich nicht. Was für eine gruselige Vorstellung. »Von wem ist er? Hast du doch'n Freund?«

Kora drehte den Brief um. Die Rückseite war leer. Bis auf lauter kleine Zahlen, die jemand an allen vier Rändern entlang geschrieben hatte. Rund um den ganzen Umschlag. Eine 41 war rot, alle anderen Zahlen waren schwarz.

41 9 4 7 9-23 24 3 9 15 35 139 28 6-15 9 12-139 137 3 9 101!
2 133-121 114 124 114 27 114!!
23 5. - 83 90 40 71 9-4 13-7 14 113-48 49 122 71 4 11 12-53
- 28 9 30-139 69 20 21 22-74 53

»Es steht kein Absender drauf«, sagte Miriam, die ihr über die Schulter sah. Kora ließ den Brief betont gleichgültig in ihrer Gesäßtasche verschwinden.

»He, willst du ihn denn gar nicht lesen?«, kreischte Miriam, als Kora sich umdrehte und den Aufenthaltsraum verließ.

»Doch«, murmelte sie. »Allein.«



Sie lief den Gang entlang. Fensterlos, mit gelbem Linoleum ausgelegt und von Neonlicht erhellt. Hoffentlich kam Miriam

nicht auf die Idee, ihr zu folgen. Aber bis einundzwanzig Uhr hatten sie Freizeit. Sie durften zwar nicht mehr raus auf den Hof, aber sie konnten sich innerhalb der Station frei bewegen. Miriam war es wichtig, während der Freizeit bei den anderen zu sein. Kora hingegen war es wichtig, endlich einmal ohne die anderen und vor allem: ohne Miriam zu sein!

Der Gang war lang und schnurgerade. Das Linoleum fühlte sich klebrig unter den Schuhen an. Ein paar Frauen standen vor ihren Zellen und redeten miteinander. Die Türen hinter ihnen waren offen. Fernsehgeräusche drangen heraus.

Kora kam an der Gemeinschaftsküche vorbei, wo eine Gruppe Frauen zusammen kochte. Es gab nicht viele Möglichkeiten, seine Freizeit zu verbringen. Und Kochen war eine dieser Möglichkeiten. Da war es ganz egal, dass das reguläre Abendessen jeden Tag bereits um sechzehn Uhr ausgeteilt wurde.

Das Abendbrot bestand aus einem kleinen Tablett, das sie gleich nach dem Hofgang auf die Zellen bekamen und für später aufhoben. Das Brot war dann trocken geworden, auch wenn es mit Alufolie abgedeckt war, der Käse schwitzte und der Tee in der Kanne war kalt. Nach sechzehn Uhr bekam man nichts mehr bis zum nächsten Morgen.

Der enge Gang bebte vor Lärm. Aus irgendeinem Zimmer schrie RIHANNA immerzu *What's my name? What's my name?*

Man war nie allein. Nie. Nicht mal auf Zelle. Einzelzellen bekamen, wenn überhaupt, dann die, die schon richtig lange hier waren. Ansonsten musste man eine beantragen und die Bearbeitung des Antrags dauerte Monate.

Endlich war sie da. Neben jeder Tür war ein Namensschild angebracht. *Klaasen*. Miriams Name stand zuerst. Darunter kam ihrer: *Ronnfeld*. Schwarz eingestanzte Buchstaben auf weißem Untergrund. Haarfeine Risse durchzogen das Plastik. Kora ging durch die Tür und ließ sie offen. Miriam würde nicht kommen.

Miriam hasste die Zelle so sehr, dass sie Krankheiten erfand, um für einen oder zwei Tage auf die Krankenstation verlegt zu werden. Außerdem hatte sie sich für die Gesprächsgruppe angemeldet und für Seelsorger-Termine. Sie würde sich auch für eine Häkelstunde anmelden, wenn es so etwas geben würde, hatte sie gesagt. Aber Miriam war schon länger hier. Vielleicht würde sie, Kora, bald genauso werden.

Sie ging zu ihrem Bett und setzte sich. Schob sich das Schaumstoffdreieck in den Rücken, das sie hier anstelle eines Kissens hatten. Richtige Kissen waren verboten. Zu leicht ließen sich Drogen darin verstecken. Und dann zog sie endlich den Brief aus dem von der Brandstatter bereits aufgeschnittenen Umschlag heraus.



Ein einzelnes Blatt Papier. Orangefarben.

Sie faltete es auf. Ein Frosch grinste sie an. Jemand hatte ihn in die linke obere Ecke gestempelt.

Sie las die wenigen Worte gleich mehrmals hintereinander.

Liebe Kora!

Du bist die Sonne, die nicht untergeht.

Sprich mit Fallersleben.

Sie drehte das Blatt um, drehte auch den Umschlag um. Es gab nichts weiter. Nichts, was diese drei Zeilen erklären würde.

